

„Einmal mit leiser, dann wieder mit deutlicher Ironie dreht und wendet sie die Worte ...“

FURCHE veröffentlichten Essay zum Thema Literatur und Politik, „und ich habe nur mich zu erlösen von dem Einfall, der ausgeschrieben werden will“.

Ihren Essay beginnt sie mit dem Verweis auf das Werkzeug Distanz: „Die literarische Erkundung von Welt braucht ein Werkzeug. Die Distanz. Sie ist das Werkzeug der Ironie, mit ihr zerle ich die Dinge ans Licht, besser gesagt, Distanz erhellt mich und horcht mich aus. (...) In Kurzgeschichten wird einmal dies, einmal das besungen, ja, wo steckt denn die politische Bedeutung drin? Ich glaube, sie steckt nicht in den Charakteren oder dem Thema, sondern in der Beschreibung von Details, in denen sich die Stimmung verbirgt, die ein politisches Klima erzeugt. Der Versuch, sichtbar zu machen, nämlich die Verhältnisse, in denen die Pro- und Antagonisten stecken, geht aus ihren Aktionsmöglichkeiten hervor und ihren Perspektiven, aus den Rollen, die ich als Autor zuschreibe, und damit aus meinem Vorstellungsraum als Frau, der politisch gestaltet ist und auch vorgegeben. Diese Gestaltung erlaubt es, das Material der Wirklichkeit zu hinterfragen, es durchzuarbeiten und meine Sprache zu verfertigen, und zu sagen, das bin nicht ich, das ist nur eine Stimme. Die Ironie liegt in diesem Paradox, dass ich sage, was nicht ich sage.“ Soweit Lydia Mischkulnig bzw. ihre Stimme.

Alles Verzichtbare streichen

Augenzwinkernd oft, einmal mit leiser, dann wieder mit deutlicher Ironie dreht und wendet Mischkulnig die Worte, die von ihr geformten Gegenstände ihres Denkens und Schreibens, die uns aber stets Gesellschaft spiegeln, manchmal glasklar, manchmal seltsam verzerrt. Spuren von literarischen Vorbildern findet man, etwa Franz Kafka oder William Shakespeare, um zwei zu nennen von vielen, und wie man einen antiken Mythos mit dem zeitgenössischen Kulturbetrieb, Regietheater und Psychoanalyse nach Freud verweben kann, zeigte sie verdichtet und ironisch in ihrem 1996 erschienenen Roman „Hollywood im Winter“.

Lydia Mischkulnig, die in Graz Bühnenbild und an der Filmakademie in Wien studierte, weiß, wie man Atmosphären schafft, wie man die Bühne der Literatur ausstattet, wie man narrativ und dramatisch vorgehen muss. Sie versteht die Kunst der Komposition. Weniger ist oft mehr. „Die beste Diät für Literatur ist abzuspicken, Texte zu prüfen und alles Verzichtbare zu streichen“,



Foto: Brigitte Schweser-Harant

schrrieb Mischkulnig in ihrer Korrespondenz mit Vladimir Vertlib, erschienen im von der Alten Schmiede initiierten Band „Einfache Frage: Was ist gute Literatur“. Und: „Was die Massen bewegt, davor graut mir“. Mit „Dienstleistungsprosa“ hat sie nichts am Hut. Kunst, so Mischkulnig, schmeißt Regeln um und setzt etwas in die Welt, „das über sich selbst hinaus weist.“

Idylle und Katastrophe

„Die Idylle und die Katastrophe sind bei Mischkulnig siamesische Zwillinge, die nur als Paar zu haben sind“, schrieb der Literaturkritiker Anton Thuswaldner einmal. Das kann man so sehen und dabei vor allem die Themen im Blick haben. Denn oft entpuppt sich, was harmlos zu beginnen scheint, als Weg in den Abgrund. Aber vielleicht war die Idylle schon der Abgrund? Und der vorgebliche Abgrund wird zum Paradies? Wer weiß. In Mischkulnigs Texten kann man jedenfalls sogar im Toten Meer untergehen, „eins mit der Materie, kurz gesagt, die aufgelöste Moral.“

Doch Gegensätze sind in der Literatur vor allem eine Sache der Sätze. Satz gegen Satz. Manch ein Satz kommt wie eine Behauptung daher. Man läuft Gefahr, ihn abzunicken. Ja, so ist das, so sehe ich das auch, wie wahr, wie wahr. Doch kaum tut man das, folgt der nächste Satz und schon ist die Behauptung, das Wissen, das Klare schräg angeschnitten, wenn nicht sogar zu Fall gebracht. Lydia Mischkulnig weiß mit diesen Möglichkeiten der Literatur bestens umzugehen. Manchmal schrill, manchmal kaum merklich bringt sie mit ihren Sätzen vermeintliche Sicherheiten ins Wanken. Aber nicht, um uns Leserinnen und Leser bloßzustellen, um uns blöd dastehen zu lassen, um uns in Abgründe zu stoßen und dort dann alleine zu lassen. Abgründe, behaupte ich, drohen uns von anderen: den Alleswissern und Erlösers, den Hetzern und Verleumdern.

Grund genug, über das Erzählen nachzudenken, und auch dazu laden Mischkulnigs Texte ein. Bei der Lektüre ihres Romans „Schwestern der Angst“ etwa fragt man sich, bis wann eine Denkweise plausibel erscheint, ab wann kippt sie in reine Konstruktion? Aber bitte, was heißt „reine Konstruktion“? Konstruktion ist doch alles, was wir denken. Wird, was geschrieben und gelesen wird, nicht doch auch real? Und: Sind wir nicht alle Narrationen? Gilt es nicht genau darauf zu achten, was uns erzählt wird, aber und vor allem: wer uns erzählt? Und so landen wir wieder – unter anderem – bei diversen Corporate Identities, über deren unhinterfragten, stets abgenickten Stellenwert nachzudenken längst an der Zeit ist. Auch außerhalb der Literatur. [...]

„Vielleicht ist Schreiben babylonisches Wurzelziehen, um die Postkartenstille meiner Erinnerungslandschaft zu durchdrin-

„Was die Massen bewegt, davor graut mir“. Mit „Dienstleistungsprosa“ hat Mischkulnig nichts am Hut. Kunst schmeißt Regeln um, setzt etwas in die Welt, das über sich selbst hinaus weist.“

gen – um zum Ton zu gelangen, der mich ausmacht“, schreibt Lydia Mischkulnig am Ende ihrer Erzählung „Begegnung im Gebiet“ im Band „Macht euch keine Sorgen“. Darin thematisiert die in Kärnten geborene Schriftstellerin wohl auch ihre eigenen babylonischen Wurzeln, ihr Aufwachsen in einem slowenisch- und deutschsprachigen Gebiet, in dem auch die italienische Sprache nah und vertraut war.

„Wer ist man schon?“, heißt es dann weiter. „Wer ist man schon? Gestalt mit Sinnen. Selber ein Ort, um Einfälle dem Zufall des Hasses entgegenzusetzen, den man nicht ausbaden soll – und diese Einsicht wird die Welt auch nicht besser machen, außer mich und damit alles.“ [...]

Der Preis

Der Veza-Canetti-Preis wendet sich dezidiert gegen gesellschaftliche Asymmetrien. (im Bild rechts: Julia Danielczyk, Kulturabteilung der Stadt Wien, bei der Überreichung).

FEDERSPIEL

Von Franz Zoglauer

Machtkampf neuen Stils



Auch der derzeitige Wahlkampf wird kaum etwas am Verhalten der österreichischen Stimmbürger ändern. Sie werden, wie Hans Weigel einst schrieb, „aus dem Zorn heraus“ wählen. Sie geben ihre Stimme weniger für als gegen eine Partei ab und entscheiden sich für jene, die sie etwas weniger ablehnen als die andere.

Neu ist die noch nie dagewesene öffentlich ausgetragene Schlamm-schlacht der einstigen Großparteien. Dabei wollte der derzeitige Bundeskanzler ganz nach österreichischer Art von der Schmutzkübelkampagne nichts gewusst haben und verhält sich wie ein Politiker der Nachkriegszeit oder weiland Parsifal, der reine Tor. So wandelt er, wie viele seiner Kollegen, durch eine digitale Welt, in der man mit Schmutz um sich wirft und beworfen wird und in der nur noch der Moment zählt. Gestern war man ein anderer, der anders gedacht und gefühlt hat als jener, der einem heute morgen aus dem Spiegel schaut. Die Löschtaste wird täglich gedrückt und zur Verantwortung kann im virtuellen Raum kaum jemand gezogen werden. Das Leben rast nur so dahin.

Jene, für die der Besitz von Macht bedeutet, etwas zu gestalten und für das Wohl der Menschen zu bewirken, sind die Ausnahme. „Mich brauchen sie nicht mehr zu grüßen“, hat mir einmal ein mächtiger Manager nach Verlust seines Amtes zugeflüstert, „ich bin niemand mehr.“ Der König ist ohne seine Krone nackt. Heutige Symbole der Macht sehen freilich anders aus. Riesige Gehälter, Konten in Steuerparadiesen, Extraservice in Luxusklassen, Dienstwagen, Chauffeure, Leibwächter, grenzenlose Übersättigung. Zuletzt verbirgt sich ein armseliges Häuflein Mensch dahinter, das bis zum letzten Atemzug um den virtuellen Thron rauft. Längst ist das Umfeld ein Totenacker von Geist und Gefühl. Die Sprache ist verroht, die Wortwahl erschreckend banal. Man hat sich bereichert und ist nicht reich geworden. Nirgendwo Menschlichkeit, Mitleid oder Liebe. Es ist wie gestorben zu sein, mitten im Leben. Vor allem fehlt der Humor.

Der Autor ist freier Journalist.



LEKTORIX DES MONATS

Mehr als ein Kirchenliedtext

Von Kathrin Wexberg



Der Leser muss vergessen, was kommt.“ Dieser deutlichen Absage an die Versuchung, eine Biografie von ihrem aus der zeitlichen Distanz heraus bekannten Ende her zu erzählen, folgt Alois Prinz in seinen Biografien, deren Bandbreite so unterschiedliche Personen wie Hannah Arendt, Ulrike Meinhof und Joseph Goebbels umfasst.

Aus seiner eigenen christlichen Sozialisierung heraus nahm Prinz in den letzten Jahren vermehrt Figuren aus dem christlichen Kontext in den Blick – nach dem Apostel Paulus, Jesus und Teresa von Avilá ist es nun Dietrich Bonhoeffer, heutzutage vielen durch seine Zeilen „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ bekannt, die vor allem in der Vertonung von Siegfried Fietz

als Lied für Gottesdienste ungemein populär wurden.

Es ist bezeichnend für den reflektierten und wohlüberlegten Umgang des Autors mit seinem Thema, wie unpräzise er mit diesem Text im Kontext eines ganzen Lebens umgeht: Er kommentiert ihn nicht, sondern berichtet nur nüchtern, wie Bonhoeffer diese Zeilen einem Brief aus der Haft an seine Verlobte beigelegt hat.

Verständlich erzählt

Viel umfangreicher und ausdeutender geht Prinz hingegen auf Bonhoeffers theologische Schriften und Überlegungen ein, die er auf faszinierend verständliche Weise wiedergibt. Wie in all seinen Büchern bezieht er dabei eine Vielzahl an historischen Quellen mit ein, ohne den Text damit zu überfrachten.



Foto: Wikimedia

Buchtipps von FURCHE, Stube und Institut für Jugendliteratur

ben wird zur Verantwortung für andere. Es wird zur Freiheit, auf dieses Recht für sich zu verzichten, um für den Nächsten, den „Bruder Mensch“, da zu sein. Mit anderen Worten: Wer diese Verantwortung erkennt und lebt, der opfert sich. Und das größte Vorbild für ein solches Opfer ist für Bonhoeffer Jesus von Nazaret, der sein Leben hingegeben hat, um uns Menschen zu einem wahrhaften Leben zu befreien.“

Dass sein eigenes Leben mit nicht einmal 40 Jahren enden sollte, konnte Bonhoeffer zu jenem Zeitpunkt, als er diese Überlegungen formulierte, noch nicht wissen. Die Lesenden wissen gerade bei einer Figur wie ihm, was kommt – und erfahren doch durch die kluge Erzählweise von Alois Prinz wie (s)ein Leben nicht nur durch das bekannte Ende bedeutsam wurde, sondern vielmehr durch den kompromisslosen Weg, der ihm voranging.

Bonhoeffer – Wege zur Freiheit
Von Alois Prinz
Gabriel 2017
272 S., geb.,
€ 17,50